

# Anna J.

«Ich fühle mich weder an Ungarn noch an die Schweiz zwingend gebunden»



**Anna J., f., geboren 1973 in Zürich, die Eltern stammen aus Ungarn, der Vater ist seit 1958, die Mutter seit 1970 in der Schweiz**

Woher kommen  
deine Eltern?

Meine Mutter hat aus politischen Gründen mehrmals Grenzen überschritten. Sie wuchs in einem Gebiet auf, das nach 1920, nach dem sogenannten «Friedensschluss von Trianon», der Tschechoslowakei zugesprochen wurde. Sie war wie die ganze Familie ungarischstämmig. Zu Hause sprachen sie ungarisch. Das heisst, sie wuchs in der Tschechoslowakei, der heutigen Slowakei, als Minderheit auf. Dazu war sie noch Pfarrerstochter – eine absolut ungünstige Konstellation im religionsfeindlichen Kommunismus. In der Familie wurde Ungarn immer sehr idealisiert. Wenn es darum ging, den Namen zu slowakisieren, dann blieben sie dabei: «Nein, wir sind Ungarn. Wir sprechen ungarisch.» Die Kinder gingen in eine ungarische Schule und machten dort eine ungarische Matur. Meine Mutter wollte unbedingt studieren, doch das war nicht erlaubt, weil sie Pfarrerstochter war. Sie versuchten dann alle Tricks und schrieben etwa beim Beruf des Vaters «Hirte» beziehungsweise «(Seelen-) Hirte». So versuchten sie diese Bestimmungen zu umgehen, aber das funktionierte nicht.

Als sie etwa zwanzig Jahre alt war, entschlossen sie sich, nach Ungarn auszuwandern: ins idealisierte Land, in dem die idealisierte Sprache gesprochen wird. Dort kam der Hammer: Sie wurden als «die Slowaken» bezeichnet, weil sie aus diesem ungarisch-slowakischen Gebiet kamen. Sie wollte gerne studieren, doch es hiess: «Hätten Sie eine slowakische Schule besucht, dann könnten wir Sie als ausländische Studentin aufnehmen. Haben Sie eine ungarische Schule besucht, können wir Ihre Matur nicht akzeptieren.» Das war der zweite grosse

Schlag im ebenfalls sowjetkommunistisch beherrschten Ungarn, der dazu führte, dass sie wahrscheinlich gefühlsmässig auf Distanz zu diesem Land ging. Sie versuchte dann, mehrere kleinere Ausbildungen zu machen. Das Studium musste sie sich aus dem Kopf schlagen. 1970, nach fünf Jahren, nahm sie die erste Gelegenheit wahr, um Ungarn zu verlassen, und kam in die Schweiz.

Wie war ihr Start in der Schweiz? Hat sie dir davon erzählt?

Sie erzählte davon, doch interessanterweise nicht sehr viel. Sie fand, das Verlassen der zweiten Heimat sei nicht mehr so schlimm gewesen wie das der ersten. Beim erstenmal wurden die Wurzeln gekappt. Die zweite Auswanderung war eine Art Flucht aus Ungarn. Nicht weil politisch Jagd auf sie gemacht worden wäre, sondern weil sie das Gefühl hatte, nicht weiterzukommen. In die Schweiz kam sie mit grossen Erwartungen und fand dann hier sofort Arbeit. Weil sie jung und motiviert war – sie wurde 1943 geboren –, war es ein positives Ankommen hier. In der Schweiz lernte sie an einer ungarischen Veranstaltung meinen Vater kennen, ebenfalls ein Ungar, der 1932 geboren wurde. Er lebte zuerst in Budapest, und als dann die Kriegswirren losgingen, zogen sie aufs Land zum Plattensee. Sein Vater war bei Bewegungen sehr aktiv, die das ganze Ungarn in den Originalgrenzen, wie es bis 1920 gewesen ist, wieder wollten, und wurde dann deswegen lange Zeit verfolgt und diskriminiert. Deshalb konnte auch mein Vater nicht studieren. Er hatte Mühe, überhaupt Arbeit zu finden, arbeitete dann bei verschiedenen Firmen und belegte diverse Abendkurse. Doch sobald er eine gewisse Stufe erreicht hatte, kam die Frage nach seinem Vater.

Wo stand er politisch in den fünfziger Jahren in Ungarn?

Er war gegen aussen politisch nie aktiv, da von Anfang an chancenlos, wollte er sich heraushalten. Er wollte weiterkommen, etwas erreichen, hatte aber im falschen und verlogenen System immer mehr Verdruss. Als es dann 1956 in Ungarn zur Eskalation kam, war das für ihn eine Möglichkeit zu gehen. Nach der Flucht meldete er sich in den Auffanglagern. Die Flüchtlinge fanden nur mit Mühe Arbeit, so bestand ein grosser Zusammenhalt zwischen ihnen. Es kam vor, dass jemand bei einer Fabrik eine Arbeit gefunden hatte und fragte: «Kann ich einen Kollegen mitbringen?» Und der Personalchef sagte: «Ja, ich brauche noch Leute.» Am nächsten Tag standen sie zu viert vor dem Fabriktor. Mein Vater kam dann über Österreich (1956–1958) in die Schweiz. Er versuchte auch hier zuerst, eine universitäre Ausbildung zu machen, indem er tagsüber an der Uni war und nachts auf dem Güterbahnhof arbeitete. Später

hatte er immer bessere Stellen, dafür immer weniger Zeit fürs Studium. Da er keine sehr starke Konstitution hatte, musste er damit aufhören und auch die Idee eines universitären Abschlusses aufgeben. Er wurde Chemotechniker, arbeitete bei verschiedenen Firmen und landete bei einer angesehenen Grossfirma, wo er bis zur Pensionierung blieb.

Wie entwickelte sich das soziale Netz deiner Eltern?

Sie passten sich hier ziemlich gut ein. Meine Mutter spricht ein Ungarndeutsch, ein Gemisch aus Schweizerdeutsch und Hochdeutsch. Sie hat ein gutes soziales Netz. Sehr viele ihrer Bekannten sind Ungarn oder kommen aus einem anderen Land. Das schweizerische Freundesnetz besteht auch, ist aber kleiner, vielleicht auch distanzierter. Es wurde vor allem über uns Kinder – mich und meinen Bruder – in der Schule, im Kindergarten geknüpft und wurde dann mit dem Ende der Schulzeit beendet. Wir Kinder waren sicher ein Kommunikationsmittel.

Bei meinem Vater war das soziale Netz einfacher zu knüpfen, da er eine stabile Stelle hatte und von daher einen guten Kontakt auch zu Schweizern. Meine Mutter versuchte immer wieder, Arbeit zu bekommen, doch es wurde ihr immer wieder gesagt: «Tut uns leid. Die Arbeit ist schon vergeben», obwohl die Stelle noch wochenlang ausgeschrieben war. Sie führte diese Absagen oft auf die sprachlichen Schwierigkeiten zurück. Bei beiden Elternteilen war prägend, dass sie keine Hochschulausbildung machen durften; und bei meiner Mutter, dass sie hier Arbeiten annehmen musste, die nicht ihrer Matura und ihren intellektuellen Ansprüchen entsprachen.

Wie hast du Schweizerdeutsch gelernt? Welche Sprache habt ihr zu Hause gesprochen?

Zu Hause sprachen wir immer ungarisch. Die kluge Überlegung meiner Eltern war, mit den Kindern die Sprache zu sprechen, die sie gut konnten. Wir Kinder sollten von ihnen kein schlechtes Deutsch lernen. Dann gab es noch die Sprache, die «draussen» geredet wurde. Wir konnten als Kinder noch nicht unterscheiden, dass das eine Ungarisch und das andere Deutsch war. Wir lernten dann im Kindergarten Deutsch. Wir besuchten auch Schweizerdeutsch-Hilfskurse und nahmen die Sprache spielend auf. Auch in der Schule war es kein Problem, als dann die Schriftsprache dazu kam. Sehr oft hatten wir Vorteile, weil das Schweizerdeutsch nicht so tief in uns verankert war und die Schrift- und Umgangssprache störte.

Blieb dir das Schweizerdeutsch fremd?

Nein, es blieb mir nicht fremd. Es kam sogar eine Zeit, in der das Schweizerdeutsch sehr stark dominierte, weil es einfach die Sprache war, die wir am häufigsten sprachen. Es war dann auch die Sprache, die ich mit meinem Bruder sprach. Mit den Eltern

sprachen wir hingegen immer ungarisch. Mit 13, 14 Jahren begann ich, auch mit dem Bruder nur noch ungarisch zu sprechen.

- Warum? Wir hatten die Sprache vorher schon themenabhängig gewählt und die Sprachen auch gemischt. Wenn «das Leintuch» eher auf deutsch kam, dann nahmen wir «das Leintuch» im ungarischen Text einfach als deutsches Wort hinein. Etwas stark Verbindendes waren auch die ungarischen Pfadfinder. Sie waren während der Zeit des Kommunismus in Ungarn verboten. Im Exil bildeten sich weltweit ungarische Pfadfindergruppen, die neben dem bekannten Pfadfinderwissen auch die Sprache, die Kultur weiterpflegen wollten. Im Alter von 13, 14 Jahren übernahmen wir dort Leitungsfunktionen, und mein Bruder und ich mussten über verschiedene Themen, die auftauchten, sprechen. Das war dann natürlich ein ungarisches Gesprächsthema.
- Wann hast du Ungarn zum ersten Mal besucht? In meinem ersten Schuljahr, um die Grosseltern zu besuchen. Wir gingen nicht in jeden Ferien nach Ungarn. Im Gegensatz zu andern konnte ich nie sagen: «Wir gehen nach Hause.» Denn ich habe nie dort gelebt, es ist nicht mein Zuhause. Es ist das Land, woher ich komme. Ich idealisiere es sicher. Ich stelle mir etwas darunter vor. Ich sage, dass meine Wurzeln dort sind.
- Was gehörte damals zum «Ideal Ungarn»? Zum einen die Verwandtschaft. Wir waren hier eine kleine Kernfamilie. Wenn sich Schulkolleginnen beklagt haben: «Oh, wieder ein Familientreffen», war ich neidisch. Wenn man als Zweitgenerationskind aufwächst, hört man zum andern viel von der Vergangenheit: «In deinem Alter haben wir das und das erlebt. Da war Krieg. Da wohnten die russischen Soldaten in unseren Stuben, als wir Kinder waren. Da wurde der Vater verschleppt ...» Wenn man das immer mitbekommt, hat man das Gefühl, selber so naiv und unerfahren zu sein. Haltlos. Man hat selber keine Argumente dagegen. Man hat auch sozusagen nichts erlebt. Unsere Welt ist eine «Wattewelt». Ich glaubte immer, in Ungarn sei das Leben irgendwie härter, dort sei nicht diese «Wattewelt», die wir hier haben. Ich hatte auch das Gefühl, dass dort viele Dinge noch einen Wert an sich haben. Etwa materielle Werte: Als die Grenzen aufgingen, hatten die Menschen beispielsweise grosse Freude an Verpackungen wie Tetrapacks und bedruckten Joghurtpackungen. Während ich hier nur sehe: Wir produzieren wieder Abfall. Eine andere Wertschätzung also. Sie schätzten es mehr, weil nicht alles selbstverständlich war.

- Hat sich in der Zwischenzeit dein Ungarnbild verändert?
- Ja. Etwa den Gedanken als Kind, dass alle Ungarn gute Menschen sind, da allen in der Schweiz angetroffenen Ungarn sofort freundschaftlich begegnet wurde, habe ich schnell aufgegeben und begriffen, dass es nicht so ist. Ich sah auch den politischen Wandel, wie nach dem Sowjetkommunismus ein Raubkapitalismus ausgebrochen ist. Ich merkte plötzlich, dass das Land seine Eigenheiten verliert und einen Ausverkauf seiner Kultur betreibt. Das war sehr schmerzlich. Früher glaubte ich auch immer: Ich bin ja eigentlich eine Ungarin und gehe in den Ferien nach Ungarn, sozusagen zurück. Und irgendwann dachte ich, dass ich ja gar nicht dorthin gehöre, sondern hier sozialisiert wurde und dort eine «Westlerin» bin. Dort bin ich die Schweizerin. Und dort gehöre ich zu denjenigen, die gegangen sind, sich quasi ein schönes Leben im Ausland gemacht haben und mit ihren guten Ausbildungen, mit ihren ungarischen Sprachkenntnissen zurückkommen und den Gebliebenen die guten Jobs wegnehmen wollen. Solche verständlichen Gedanken habe ich dort zu spüren bekommen. Ich hatte das schlechte Gewissen des Wohlstandes, das sehr oft auch gegenüber Dritte-Welt-Ländern besteht.
- Was bedeutet es für dich, in der Schweiz zu leben und Schweizerin zu sein?
- Ich habe das Bürgerrecht schon von klein auf. Für mich bedeutet Schweizerin zu sein eine Bereicherung. Die ungarische Kultur hat mir den Horizont erweitert. Die Schweiz schätze ich sehr, weil ich hier viele Möglichkeiten hatte. Der Lebensstandard etwa. Dass man in Ruhe gelassen wird und seine Sachen machen kann. Ich kann studieren, arbeiten oder beispielsweise eine Firma eröffnen, wenn ich will. Das schätze ich sehr.
- Zieht es dich mehr nach Ungarn oder in die Schweiz?
- Hingezogen werde ich nicht. Ich fühle mich zum Wohnen weder Ungarn verpflichtet noch der Schweiz. Ich habe die Wahl. Es ist ein Vorteil, wenn ich eines dieser beiden Länder wähle, aber im Prinzip kann ich auch ein Drittland wählen. Jedes Szenario hätte seine Vor- und Nachteile. Nach Ungarn zu gehen mit den Sprachausbildungen, die wir haben, und mit meinen Ungarischkenntnissen wäre kein Problem. Es gibt sehr viele Firmen, die jetzt in Ungarn einen Sitz aufbauen. Wir als zweite Generation haben die grosse Chance, hier Vermittlungspersonen zu sein. Das wäre eine Möglichkeit. Die Frage ist, ob ich hinter der Firma, die ich vertreten würde, stehen könnte. Und ob ich jemandem einen Job wegnehmen würde.
- Gibt es ein Wir-Gefühl zwischen Leuten aus der zweiten Generation?
- Ich frage mich oft, was meine Schüler in der ersten Stunde denken, wenn ich meinen Namen sage. Oft beginnen Kinder mit ebenfalls ausländischen Namen zu schmunzeln: «Aha, das ist

eine von uns.» Ich überlege mir dann auch, dass vielleicht die Eltern von Schweizer Kindern denken: «Aha, schon die Mittelschullehrer sind Ausländer.» Andererseits hat man auch eine Vorbildfunktion für die Kinder, die sich sagen können: «Man kann es auch als Ausländerkind zur Mittelschullehrerin bringen.»

Unter den Leuten der zweiten Generation versteht man sich oft besser. Sie haben oft ähnliche Schwierigkeiten, ähnliche Gedanken, müssen denselben Konflikt zwischen Familie, Hintergrundkultur und der Welt, in der man hier lebt, durchmachen. Arbeitsmöglichkeiten und eine gewisse Arbeitswahlmöglichkeit sind Dinge, die Zweit-Generation-Leute meistens schätzen.

Was muss die Aufnahme-gesellschaft leisten, damit sich die Migranten wohl fühlen? Und was müssen die Migranten mitbringen, damit sie sich auch hier wohl fühlen können?

Einerseits muss genug Platz für die Herkunftskultur da sein. Wenn ich in der Kindheit ausgelacht worden wäre, weil ich Ungarin bin, wäre das ziemlich gravierend gewesen. Es muss die Bereitschaft da sein, sowohl die neue Kultur zu zeigen wie der alten Platz zu geben. Im Gegensatz zu früher besteht heute die Möglichkeit, die heimatliche Kultur zu lehren und zu lernen. Wir taten das bei den Pfadfindern. Wenn das nicht möglich ist, bricht eines Tages das Bedürfnis, die Identität auszuleben, hervor. Was die Zuwandernden mitbringen müssen, habe ich in meiner Kindheit sehr oft erfahren. Immer wieder hiess es: «Du musst Vierfaches leisten. Als Person, als Frau, Vertreterin deiner Nation und Vertreterin der Ausländer überhaupt. Denn wenn du schlecht arbeitest, heisst es gleich: «Die Ungarn, die machen das so.»» Das führte dazu, dass wir nicht aufrührerisch waren, sondern dankbar waren für das, was hier möglich war, und uns anzupassen versuchten.

Verfolgst du die Integrationspolitik aktiv mit, oder lebst du politisch abstinert?

Ich habe eine aktive Beobachterrolle. Wie ich das Erlebte meiner Eltern interpretiere und für mich selber Schlussfolgerungen ziehe, sehe ich einerseits die Wichtigkeit der Politik für den einzelnen, andererseits hat eine Partei, eine aktive politische Teilnahme, etwas Abstössiges für mich. Ich frage mich oft auch, ob ich als Ausländerin überhaupt das Recht habe, hier mitzureden. Etwa in der Schule, bei emotionalen Diskussionen über Ausländer, sagte ich mir, ich sei ja selber auch Ausländerin und rede da nicht mit, obwohl ich den Schweizer Pass habe. Das sind Dinge, die bleiben. Erlebt habe ich auch den sehr starken Nationalismus, der im Exil entsteht. Weil man eben ein Land gegen seinen Willen verlassen musste, entstehen sehr starke Verbindungen zu diesem Land.

Besteht nicht die Gefahr, dass die Herkunft durch die Idealisierung zu einem übermächtigen Faktor in der eigenen Identitätsfindung wird?

Mehr als die Herkunft meiner Eltern hat mich das Aufwachsen in der zweiten Generation geprägt. Prägend war auch, dass meine Eltern nicht studieren konnten. Die Frage, ob ich Ungarin oder Schweizerin bin, ist im Moment nicht mehr so relevant. Es gab eine Phase, in der ich mich intensiv fragte, was ich bin. Ich versuchte dann, mit einem Kinderheimprojekt in Ungarn eigene Beziehungen zu Ungarn aufzubauen: In einem zweijährigen Projekt sammelten wir Geld, um ein Kinderheim im östlichen Teil Ungarns, dem am meisten vernachlässigten Teil des Landes, umzustrukturieren. Ich wollte selber Verbindungen schaffen, dieses Land selber kennenlernen. Ich versuchte auch, in Ungarn zu studieren und eine Diplomarbeit zu machen. Das klappte nicht immer, es waren Versuche, Kontaktaufnahmen. Nachher fragte ich mich, ob ich hierher gehöre. Mit meinem Hintergrund, mit meiner Einstellung merkte ich aber, dass ich teilweise andere Vorgehensweisen, andere Ansichten habe. Ich wurde wieder zurückgeworfen und landete in einer dritten Kultur, nämlich der Kultur der zweiten Generation. Wenn man mich fragt, ob ich Ungarin oder Schweizerin bin, sage ich: Ich bin einfach eine Zweit-Generation-Ungarin in der Schweiz.

Wie siehst du die Zukunft eines pluriethnischen Europas?

Mir fällt auf, dass gewisse Nationen, zum Beispiel die Schweiz, dazu neigen, sich ein bisschen für ihre Nationalität zu schämen. Wenn Schweizer etwa ein Volkslied singen sollen, sagen sie: «Nein, das kann ich nicht» oder «Das will ich nicht». Die Exilanten hingegen können ihre Volkslieder, sie haben einen gewissen Stolz auf ihre Kultur, weil sie nicht selbstverständlich gelebt werden kann, weil sie sie sich erarbeiten mussten. Sobald man sich etwas erarbeiten muss, hat man einen gewissen Stolz darauf. Innerhalb von Europa sehe ich einerseits Bestrebungen, Grenzen aufzuheben, das heisst, etwas Grosses zu gestalten. Und in diesem Grossen gibt es den immer stärker hervorbrechenden Nationalismus, also kleine Gruppen, die sich in dieser Vermischung sehr stark definieren wollen, ihre Rechte durchbringen wollen. Das Schwierige ist, dass das Aufheben der Grenzen ein wirtschaftlicher Prozess ist. Das andere ist ein emotionaler Prozess. Ich fürchte, dass da ein Konflikt entstehen kann.

Auch in der Schweiz?

Ja, in einem gewissen Sinne. Ich frage mich, wie sich die einzelnen Gruppen der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz äussern werden. Wie sehr sie diesen Exilnationalismus vertreten, der ja stärker ist als das Nationalgefühl im Staat selber. Werden die Gruppen einander gegenüber offen sein, oder werden sie die Konflikte, die sie in ihren Staaten erlebten,

mitnehmen? Wenn ein gewisser Hintergrund vorhanden ist, besteht die Möglichkeit, dass Energien frei werden für diese nationale Sache. Auch die Leute, die in den ungarischen Clubs tätig waren, müssen dem Ungarnsein einen gewissen Stellenwert zugesprochen haben, damit sie diese Clubs am Leben erhielten. Diese Energien können auch dazu da sein, sich von anderen zu distanzieren.



Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.  
Zürich: Limmat Verlag und [www.migrant.ch](http://www.migrant.ch)



Except where otherwise noted, this site is  
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)